

Die Ehen zwischen Geschwisterkindern und ihre Folgen

so betitelt sich eine kleine Schrift George H. Darwin's (ein Sohn des berühmten Charles Darwin), die uns als neueste Mittheilung dieses Autors in deutscher Uebersetzung vorliegt. Ueber diesen Gegenstand von so eingreifender und weitgehender Bedeutung, der nicht wohl bloß für den Arzt von Interesse sein dürfte, existirten bisher die verschiedensten Ansichten oder richtiger gesagt Vermuthungen, die alle mehr oder weniger von der fanatisirenden Kirche angefangen bis hinauf zu den Aerzten die Ehen zwischen Blutsverwandten perhorrescirten und in ihren Folgen als recht schädlich bezeichneten. Die römisch-katholische Kirche liess sich wohl von einem gewissen Zartgefühl leiten (das zum Theil ganz unbewusst uns allen innewohnt), wenn sie diesen Ehen nicht besonders hold war; und an den Volksglauben grösstentheils sich anlehnend gestattete der „Code Napoléon“ nur unter Dispensation Ehen zwischen Onkel und Nichte, Neffe und Tante. Wenn die Aerzte sich ungünstig darüber aussprachen, geschah es auf Grund ihrer in der Praxis gesammelten Erfahrungen, aber bloß jedesmal ihrer eigenen persönlichen Erfahrungen, die sich daher nur auf enge Beobachtungskreise erstrecken. In grossem Maassstabe waren darüber bisher noch keine Untersuchungen angestellt worden; Darwin suchte als der erste auf dem Wege der Statistik, die für so manche Fragen eine endgiltige Entscheidung herbeigeführt, auch dieser Frage etwas näher zu treten. Schon vorher war allerdings im Jahre 1863 eine derartige Statistik in Frankreich von Staatswegen in Angriff genommen, ohne dass dieselbe aber zu einem bestimmten Resultat geführt hätte; in England kam im Jahre 1871 bei Gelegenheit des Volkszählungsgesetzes darauf hin ein Vorschlag ein, der aber nicht durchging; in Deutschland hat man sich noch nicht an diese Frage gemacht. es ist jedoch zu hoffen, dass unser künftiges Reichsgesundheitsamt sich auch diese Aufgabe zur Lösung stellen wird. Und es ist sicher eine Aufgabe des Staates, sich mit dieser Frage zu beschäftigen, da der Einzelne ihr nicht gewachsen ist; der Gegenstand an und für sich dürfte doch wohl mindestens von so grosser Wichtigkeit sein, wie die in jüngster Zeit aufgenommene Untersuchung über Farbe von Haar und Pupille oder über Schädelmessung u. dgl. m. Um so dankbarer haben wir den schätzenswerthen Beitrag entgegenzunehmen, den uns Darwin in seiner Schrift bietet.

Die Schwierigkeiten mit denen er dabei zu kämpfen hatte, der ungeheure Sammelfleiss, der kolossale Aufwand von Rechenarbeit, den es ihn gekostet, wird Jedem ersichtlich, der nur einen flüchtigen Einblick in seine vielen statistischen Tabellen thut.

Darwin befasste sich vorzüglich mit den Ehen zwischen Geschwisterkindern, denn sie stellten das grösste Contingent unter allen Ehen zwischen Blutsverwandten. Zunächst ging er daran, den Procentsatz festzustellen, in dem diese Ehen zu anderen Ehen stehen. Es scheinen hierüber bisher nur allgemeine Vorstellungen geherrscht zu haben, denn die ausserordentlich verschiedenen Schätzungen über die Häufigkeit der Geschwisterkinderehen (von 10 pCt. bis 1 pCt.) machen es sehr wahrscheinlich, dass man sich nur durch ganz allgemeine Eindrücke bestimmen liess. Jeder Beobachter wird von der Häufigkeit oder Seltenheit solcher Ehen in seiner unmittelbaren Umgebung beeinflusst und je nachdem bildet er sich seine Ansicht darüber. — Um nun aber nach dieser Richtung hin einigermaßen fixirte Zahlen zu gewinnen, nahm Darwin Einsicht in die Geschlechtsregister, wie sie in England und Schottland geführt werden. Er fand nun, dass unter der Aristokratie und dem Landadel ungefähr 4 pCt. aller Ehen Geschwisterkinderehen seien, auf dem Lande und in den kleineren Städten zwischen 2 und 3 pCt. und in London vielleicht nur $1\frac{1}{2}$ pCt. Diese Angaben stimmen vollkommen überein mit der gewöhnlichen Annahme, dass gerade in den höheren Ständen mehr in der Verwandtschaft geheirathet wird; der grosse Zusammenfluss von Fremden und die vielfachen wechselseitigen Beziehungen die sich durch den Verkehr zwischen sonst einander ganz fernstehenden Personen in der grossen Stadt herausbilden, lassen für eine Stadt wie London den Procentsatz so niedrig ausfallen. Im Ganzen glaubt Darwin 3 pCt. als die oberste Grenze durchschnittlich festhalten zu dürfen. Diese auf Grund der staatlich registrirten Ehetabellen gefundenen Zahlen suchte Darwin nun auch auf dem Wege anderer Methoden festzustellen. — Er liess sich unter Anderem auch nicht die Mühe verdrüssen, sich direkt an viele Hunderte von Familien brieflich zu wenden, um so die denselben in ihrer Familie bekannten Ehen zwischen Geschwisterkindern zu ermitteln. Wie wenig zuverlässig solche Angaben sind, lässt sich von vornherein denken. Darwin selbst sagt darüber: „Ich hatte hierbei gar sehr unter der Empfindlichkeit der Leute zu leiden, die nur ungern eine solche Frage beantworten, sehr viele waren ganz in Unkenntniss über die Ehen in ihrer Verwandtschaft; ein grosser Theil, wie ich annehmen muss, unterliess vollständig die Beantwortung meiner Frage, weil er sich wohl sagte: „ich kann doch keine Auskunft geben, wozu soll ich erst die mir eingesandte statistische Tabelle leer zurücksenden.“

Doch der ungleich schwierigere Theil der Aufgabe, die sich Darwin gestellt, lag nun darin, durch Zahlen auch nachzuweisen, wie sich diese Ehen in ihren Folgen und Rückwirkungen vorzüglich auf die Nachkommenschaft gestalten. Hier galt es, sehr kritisch zu Werke zu gehen; jede gewonnene Zahlenschätzung musste mit der grössten Vorsicht aufgenommen und erst durch vielfache Methoden erhärtet werden, denn wo wie hier, wie wir noch zeigen werden, so viele und verschiedene Factoren mitspielen, die jedesmal das Resultat ganz anders gestalten können, da dürfte es doch wohl nicht so leicht sein, eine von allen diesen beeinflussenden Momenten unabhängige Durch-

schnittsschätzung aufzustellen und, worauf es doch in dieser Streitfrage einmal aukommt, eine Entscheidung nach der einen oder anderen Richtung zu treffen, ohne grobe Irrthümer zu begehen. Und wie nahe liegt es, sich hierbei selbst zu täuschen. Dem Statistiker, der die Fälle von Geschwisterkinder-ehen registriert, fallen nämlich vorzüglich gerade die unglücklich verlaufenden Fälle auf. Diese erwecken doch einmal eine grössere Aufmerksamkeit seinerseits, und auf dieselben wird man ihn auch, wo er im Publikum darüber nachforscht, ganz besonders hinweisen, da im Volke in dieser Hinsicht ein Vorurtheil herrscht. Diesem Irrthume ist der Arzt noch mehr ausgesetzt, denn ihm begegnen jene Ehepaare und die Sprösslinge dieser Ehen zumeist nur als Patienten, und er hat nicht gleich an der Hand die Anzahl der günstigen Fälle, wie sie der Statistiker aus seinen Tabellen leicht ersieht und sich entgegenhalten kann. Den ungünstigen Eindruck, den so der Arzt gewinnt, überträgt er nun auf das Gros aller dieser Ehebündnisse und verurtheilt sie sammt und sonders. Daraus erklärt es sich wohl hinlänglich, wenn für viele Krankheiten ein so hoher Percentsatz gerade unter den Geschwisterkinder-ehen angegeben wird. Und schliesslich beweisen doch alle diese für den ersten Augenblick allerdings frappirenden Zahlen, selbst zugegeben, dass sie der Wirklichkeit vollkommen entsprechen, gar nichts. Denn wenn es z. B. heisst, dass unter 500 gesammelten Fällen von Ehen zwischen Blutsverwandten 400 schlechte und 100 gute Resultate entdeckt wurden, so kann man sich doch nicht auf Grund dieses Verhältnisses von 4 : 1, in dem der Misserfolg zum Erfolge steht, verwerfend über solche Ehen aussprechen, es müsste denn zuvor nachgewiesen sein, dass in der betreffenden Bevölkerung unter den gewöhnlichen Ehen ein viel günstigeres Verhältniss besteht. — Aber selbst zugegeben, man hätte alle diese erwähnten Verhältnisse genau berücksichtigt und alle die Schwierigkeiten glücklich umgangen, wie kann man jedesmal für den betreffenden Fall behaupten, dass das vorliegende Leiden von der Blutsverwandtschaft gerade abhängig ist, wo wir überhaupt über die ätiologischen Momente einer sehr grossen Anzahl von Krankheiten noch ganz im Unklaren sind, und wo doch andererseits so viele andere Krankheitsursachen eingewirkt haben können, durch die sich jeder Andere ebenso leicht dasselbe Leiden zugezogen hätte. Sollte dies nicht dazu auffordern, mit dem post hoc ergo propter hoc etwas vorsichtiger umzugehen und von diesem Gesichtspunkte aus alle Fälle noch einmal zu durchmustern. — Hieran schliesst sich unmittelbar noch die Erwägung, dass alle gefundenen Werthe nur eine Gültigkeit haben dort, wo sie gefunden wurden, denn darüber ist man sich doch heutzutage klar, dass mit Veränderung der klimatischen Lage, der socialen Verhältnisse, der Lebensweise, Sitten, Erziehung u. s. w. auch die die Krankheiten verursachenden äusseren Schädlichkeitsmomente sich ändern. — Hiermit dürfte es nun wohl der Einwürfe genug sein, die alle die gewonnenen Werthe sehr zu verdächtigen geeignet sind; meine Absicht war es mehr, damit darzuthun die Art und Weise der Methode, wie sie bei diesen Untersuchungen inne gehalten

werden musste. — Nun noch kurz das Resultat, zu dem Darwin auf Grund seiner Statistik gelangte, und wie eigentlich der Stand der Aerzte zu dieser Frage steht. Dass die Urtheile beider Parteien sehr differiren und warum dies der Fall, wird man sich vorher sagen nach den oben vorausgeschickten Bemerkungen.

In seiner Schrift citirt Darwin selbst sehr viele gewichtige Aerzte, die über diesen Gegenstand sehr viele Erfahrungen gesammelt haben. Sie alle sprechen sich ziemlich übereinstimmend folgendermassen aus: „Blutsverwandte Ehen sind für die Nachkommenschaft ungünstiger als andere. Die Gefahr liegt darin, dass krankhafte Körperanlagen der Eltern mit sehr grosser Wahrscheinlichkeit auf die Kinder sich forterben, und darin, dass unter ungünstigern Lebensbedingungen (ärmlichen Verhältnissen, schlechter Ernährung u. s. w.) die Sprösslinge solcher Ehen nur sehr schwer gedeihen und sehr leicht krankhaften Anfällen ausgesetzt sind. Die am besten bewiesenen Folgen scheinen zu sein: Neigung zu nervösen Beschwerden, gehemmte Geistesentwicklung Anlage zu Scropheln, verringerte Lebensfähigkeit, hohes Sterblichkeitsverhältniss. Je näher die Verwandtschaft, desto grösser die Gefahr.“

Zu ganz anderen Ergebnissen gelangte Darwin: „Man kann nicht behaupten, sagt er, dass die Ehen zwischen Geschwisterkindern irgend welchen Einfluss hätten auf die Erzeugung von Irrsinn oder Blödsinn, dasselbe gilt in Bezug auf die Entstehung von Taubstummheit, welche so oft gefunden sein soll. Es ist ferner irrig anzunehmen, dass ein hohes Sterblichkeitsverhältniss unter den Kindern Blutsverwandter bestehen, und meine Tabellen erweisen evident, dass ein geringes Uebergewicht zu Gunsten der Fruchtbarkeit der Geschwisterkinderehen besteht.

Doch am Ende räumt Darwin selbst ein, dass die vollständige Uebereinstimmung seiner Gegenpartei mehr beweise, als alle seine negativen Resultate. Bedenkt man auch, dass Darwin's Resultate sich nur auf Statistiken stützen, die nur in England und Schottland aufgenommen worden, die also keine Allgemeingültigkeit beanspruchen können, und überlegen wir die ungeheuren Fehlerquellen, die der Statistik auf Schritt und Tritt entgegenstehen, so dürfen wir uns wohl einen bescheidenen Zweifel erlauben, ob überhaupt auf dem Wege der Statistik die Frage über die Schädlichkeit der Geschwisterkinderehen definitiv entschieden werden kann. Vielleicht dürfte doch wohl die Ansicht des erfahrenen Arztes hier massgebender sein, der im einzelnen Falle doch mehr oder weniger sich die Ueberzeugung verschaffen kann, ob das vorliegende Leiden nicht von einer näher gelegenen Ursache herrührt, ehe er die Schuld auf die Verwandtschaftsbeziehung schiebt. Darwin gesteht auch zu, dass seine Schrift weit davon entfernt sei, eine irgendwie befriedigende Lösung der Frage zu geben und dass sie vielleicht kompetentere Forscher von einer ganz anderen Seite aufnehmen werden. —

An den Schluss dieser Betrachtungen sei es mir gestattet, noch einige Bemerkungen zu knüpfen.

Es wurde von Einzelnen zur Unterstützung der Ansicht Darwin's geltend gemacht, dass alle Rassen, welche sich rein erhielten, viel länger und leichter sich behaupten, als die Mischlingsrassen, die gewöhnlich einer raschen Auflösung entgegen gehen. Eine so grosse Beweiskraft dürfte wohl gerade dieses Beispiel nicht haben. Was für Völkerstämme im Grossen und Ganzen gilt, kann doch nicht geradezu ohne Einschränkung für den engeren Kreis der Familienbande geltend gemacht werden und dann — welches bunte Völkergemisch hat man da nicht gewöhnlich im Auge, das man so unter dem Beispiel der Mischlingsrassen heranzieht. Man denkt dabei an die verkümmerten Mischlinge unter den uncivilisirten Stämmen Amerikas und Australiens, die an und für sich in der grössten Uncultur auferzogen noch desshalb um so leichter verkommen müssen, weil sie eben als Mischlinge verachtet und ausgestossen aus der Gemeinschaft ihrer Brüder elendiglich ihr Leben zu fristen meist verurtheilt sind. — Der schroffe, plötzliche Uebergang von totaler Uncivilisation zur modernen Cultur, das Aufzwingen moderner Sitten und Gebräuche, das Aufzwingen von diesen Völkern unbekanntes, ihnen ungewohnten Genüssen wie des Brantweines u. dgl. m. — alles dies muss natürlich dazu beitragen, dass die Mischlinge zwischen jenen farbigen Stämmen und den eingewanderten Weissen nach und nach im Laufe der Jahrhunderte vollständig aussterben. — Ich möchte nun noch folgende Thatsache anführen, die der berühmte Charles Darwin für die Pflanzen gefunden. Nachdem schon längst bekannt gewesen, dass das Kreuzen der Varietäten für die Erhaltung und Verbreitung einer Pflanzenart am vortheilhaftesten ist, fand Darwin, dass innerhalb der Art gezüchtete Pflanzen sehr leicht entarten, wenn ihnen nicht zu ihrer Entwicklung die günstigsten Bedingungen gegeben werden, und dass sie zum Kampfe ums Dasein mit anderen Pflanzen gezwungen (d. h. wenn sie mit denselben auf einen und denselben Boden gepflanzt werden) nur kümmerlich gedeihen und unterliegen. Aber man kann hier mit Recht einwerfen: Die Analogie beweise noch nichts. Die Physiologie lehrte uns doch, dass man nicht so geradezu von Thier auf Mensch schliessen kann, um wie viel weniger also ist ein directer Schluss von Pflanze auf Mensch gestattet, wenn er nicht sonst durch genügende Beweise unterstützt ist. — Genug, die Frage über die Schädlichkeit der Geschwisterkinderehen darf wohl noch eine offene genannt werden. Man muss noch beobachten und genau beobachten. Die Naturwissenschaften sind doch zum grossen Theil noch Experimentalwissenschaften.
